

## Sprachverfall

**Prof. Dr. Wolfgang Klein,  
Max-Planck-Institut für Psycholinguistik, Nijmegen**

### I

Manchmal wundert man sich schon, was dieser Tage so alles unter dem Namen Deutsch daherkommt. So konnte man vor kurzem in einer Fachzeitschrift für elektronische Musikinstrumente lesen:

Weiterhin bestimmt man in der Main-Page den Key-Mode, die Pitch-EG-Parameter für Range, Rate-Scaling und Velocity, die Pitch-Fluctuation, die LFO-parameter (die Waveform wird graphisch dargestellt), das Feedback, den Key-Sync und den Transpose-Faktor.

Vielleicht haben jene nicht unrecht, die da meinen, daß sich die deutsche Sprache allmählich, aber unaufhaltsam auflöst und dem Englischen Platz macht, mit der Zwischenstufe eines unerhörten Kauderwelschs, von dem Sie eben eine Probe gehört haben: es fällt nicht schwer, andere Beispiele zu finden. Die Frage, ob es einen Sprachverfall im Deutschen gibt, scheint sich angesichts solcher Beispiele gar nicht mehr zu stellen: vielmehr ist man geneigt zu fragen, wo denn hier die deutsche Sprache geblieben ist. Nun zeigt ein Blick in die Geschichte, daß es solche Überlagerungen schon früher gegeben hat: nur war es da nicht das Englische, sondern das Latein und dann das Französische, die sich im Deutschen breit machten. Und wenn immer dies geschah, sind Leute aufgestanden, die es als ihre Aufgabe ansahen, die bedrohte Sprache zu reinigen. Das ist heute nicht anders als zu den Tagen des bedeutenden Sprachforschers Johann Christoph Adelung, über den sich Goethe - bei allem Respekt - etwas lustig machte: In einem der Xenien bezeichnet er ihn als *die furchtbare Waschfrau, Die die Sprache des Teut reinigt mit Lauge und Sand*.

Goethe selbst hat sich freilich durchaus an dieser Wascharbeit beteiligt und deutsche Ausdrücke für einige Fremdwörter vorgeschlagen, von denen sich der eine oder andere auch durchgesetzt hat. Was läge also näher, als nun ein paar wohlgesetzte Worte zu machen über die bedrohte Sprache, die Notwendigkeit, diesem Verfall entgegenzuwirken, dabei aber Maß und Ziel zu bewahren? Etwa nach dem Motto: Fremdwörter ja, aber nur dort, wo es kein geeignetes deutsches Wort dafür gibt.

Das will ich aber nicht tun. Statt dessen will ich noch ein wenig weiter in die Geschichte zurückgehen. Wie ist es eigentlich mit dem Englischen selbst, das derzeit die deutsche Sprache zu überwuchern scheint? Wie das Deutsche ist es eine westgermanische Sprache, die Sprache der Angeln und Sachsen, und nach ersteren ist es benannt. Aber seit deren Tagen hat es sich natürlich entwickelt, und unter all seinen Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte sticht eine hervor - nämlich die Überlagerung durch das Französische, das mit der normannischen Eroberung ins Land kam. Das Englische jener Tage war ein Mischmasch aus alten germanischen Elementen und neuen romanischen. Es ist ein eigentümlicher Gedanke, daß damals einige Sprachreiner hätten aufgestanden sein können, um dieser Verhöhnung ihrer Sprache in verständlicher Empörung Einhalt zu gebieten. Aber von solchen Sprachreinigern ist uns nichts bekannt, die englische Sprache hat sich ohne solche Reinigungs- und Rettungsversuche entwickelt, und ich überlasse es Ihnen, sich zu überlegen, ob ihr dies zum Vorteil oder zum Nachteil war.

## II

Lassen Sie mich noch einmal auf den vorhin erwähnten Johann Christoph Adelung kommen. Er schreibt in der Einleitung zu seinem Hauptwerk, dem *Mithridates* von 1806:

Der Sineser hat sich durch seine steife Einsilbigkeit den Weg zu aller weitem Kultur verschlossen; aber die Sprache des Huronen und Grönländers hat alles in sich, sich zu der Sprache eines Plato oder Voltaire zu erheben.

Wir sind geneigt, diese Ansicht Adelungs wie auch die dahinter stehende Betrachtungsweise für nicht bloß falsch, sondern für eine unwissenschaftliche zu halten. Immerhin: Adelung gilt als der bedeutendste deutsche Sprachwissenschaftler vor Jacob Grimm. Goethe hielt ihn für einen übertriebenen Puristen, aber doch für einen großen Gelehrten. In dem erwähnten Werk *Mithridates* wird eine Fülle von Sprachen betrachtet und ein wenn auch kurzer Text, das Vaterunser, in Hunderten von Sprachen und Dialekten angeführt und verglichen. Adelungs Kenntnisse waren sicher beschränkt und oft auch falsch, gemessen am heutigen Stand des Wissens. Aber wir sind auch gar nicht gewillt, seine These ernsthaft unter dem Gesichtspunkt von wahr und falsch zu betrachten. Wir sehen sie als ein ebenso erheiterndes wie aus der Luft gegriffenes Werturteil an, ein Werturteil über die Struktur bestimmter Sprachen und ihre daraus rührende Tauglichkeit zur Erreichung eines hohen kulturellen Niveaus.

Adelung stand natürlich nicht allein mit seiner Auffassung. Die Vorstellung, daß sich nur Sprachen wie Latein und Griechisch, stark flektierende Sprachen also, für höhere geistige Zwecke eigneten, war jahrhundertlang unumstritten. Zu Adelungs Zeiten war immerhin Französisch neben sie getreten. Rivarols *Discours sur l'universalité de la langue française* war zwanzig Jahre zuvor vom Preußenkönig Friedrich, dessen Verachtung des Deutschen bekannt ist, preisgekrönt worden. Aber das Argument war im Grunde dasselbe: Vermöge seiner besonderen Struktur - allerdings diesmal nicht so sehr wegen der

ausgeprägten Flexion, sondern wegen der Wortstellung - spiegelt das Französische unsere Gedanken besser wider als andere Sprachen, beispielsweise das Deutsche: es ist eine logischere Sprache. Dieser Gedanke ist nicht von Rivarol. Er findet sich schon ein Jahrhundert zuvor in der Grammatik von Port Royal klar ausgesprochen, und zu Rivarols und Adelungs Zeiten war er Gemeingut: deshalb mögen sich andere Sprachen gut zum Ausdruck der Leidenschaften eignen, als Sprache des Geistes und der höheren Kultur taugen sie minder.

Diese Auffassung ist seither einer anderen gewichen. Schon Jacob Grimm, der Vater der Wissenschaft von der deutschen Sprache, hat sie zumindest wesentlich verfeinert. Nicht nur, daß er beispielsweise das Englische - also eine Sprache, die fast überhaupt keine Flexion hat und an steifer Einsilbigkeit dem Chinesischen wenig nachsteht - wesentlich höher einschätzte als das Französische oder das Deutsche - er trennte auch zwischen *leiblicher* und *geistiger* Vollkommenheit einer Sprache. So schreibt er in der Vorrede zu seiner *Geschichte der deutschen Sprache* von 1854:

Aus der geschichte der sprachen geht zuvörderst bestätigung hervor jenes mythischen gegensatzes: in allem findet absteigen von leiblicher Vollkommenheit statt, aufsteigen zu geistiger ausbildung.

An der Vorstellung, daß manche Sprachen besser, vollkommener seien als andere, hält er aber fest, bloß daß er eben unterschiedliche Formen der Vollkommenheit unterscheidet. Grimms Auffassung steht uns nicht mehr ganz so fern wie die Adelungs; dennoch ist sie merkwürdig. Wieso soll man eine Sprache, die keine Flexionsendungen hat, für leiblich weniger vollkommen halten? Aber noch in den neuesten Sprachgeschichten ist es gang und gäbe, vom *Verfall* der Flexionsendungen beim Übergang vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen zu reden. Und im allgemeinen Bewußtsein ist die Vorstellung nahezu unerschütterlich, daß Sprachen sich nicht bloß verändern, sondern daß sie besser - dies freilich selten - oder aber schlechter werden, weil sie bestimmte Ausdrucksmittel aufgeben und dafür andere aufnehmen. Das gilt für die Flexion, für den Satzbau und ebenso für Veränderungen im Wortschatz. So wird es als schlecht bewertet, wenn manche Sprecher den althergebrachten Konjunktiv II *ginge* durch die zusammengesetzte Bildung *gehen würde* ersetzen, die Stellung des finiten Verbs im Nebensatz *weil ich keine Zeit habe* durch die dem Hauptsatz entsprechende *weil ich habe keine Zeit* oder das bewährte Wort *ein Treffen* durch das neomodische *ein Meeting*, um nur drei von vielen beklagten Beispielen zu erwähnen. Die Vorstellung, solche und ähnliche Veränderungen zeigten einen Verfall der Sprache an, ist natürlich nicht aufs Deutsche beschränkt, noch sind es bloß ein paar Beckmesser, die sie beklagenswert finden. Sie ist allgemein verbreitet. Allerdings halten nicht alle dies für gleich schlimm, und so sind denn auch die Formen, in denen sich die Überzeugung vom Sprachverfall bekundet, verschieden - von milden Glossen im Feuilleton und geharnischten Leserbriefen über Akademietagungen bis hin zum großen zeit- und kulturkritischen Lamento. Die Vorstellung aber, daß es bes-

ser wäre, wenn diese Veränderungen nicht einträten, ist nahezu allgemein und unangefochten.

Mir ist dies rätselhaft. Ich kann verstehen, daß man viele solcher Veränderungen häßlich findet: mir selbst gefallen nur wenige der Bildungen, die neuerdings in Gebrauch zu kommen scheinen. Aber die Vorstellung, die Sprache verfallende wie ein altes Haus oder ein alternder Körper und bedürfe daher der besonderen Hege und Pflege, ist vollkommen abwegig. Die Sprache, das ist doch kein Rosenstock, von dem man ab und zu ein paar Blattläuse, ein paar wilde Triebe entfernen muß, sondern es ist eine Menge von Gepflogenheiten - es ist die Art und Weise, wie die Menschen miteinander reden. Diese Gepflogenheiten ändern sich im Laufe der Zeit, wie alle Gepflogenheiten, nach den wechselnden Bedürfnissen. Jede einzelne dieser Änderungen kann man danach bewerten, ob sie unter diesem oder jenem Gesichtspunkt begrüßenswert, schön oder zweckmäßig ist. Aber etwas allein schon deshalb schon für schlecht zu halten, weil es früher anders war, beruht auf einem Mythos - dem Mythos vom Sprachverfall.

Am schönsten formuliert hat diesen Mythos der bedeutende englische Schriftsteller und Lexikograph Samuel Johnson, so schön, daß man es allein schon deshalb glauben möchte. Er schreibt im Vorwort zu seinem berühmten Wörterbuch von 1775: *Languages, like governments, have a natural tendency to degeneration*. So unverblümt würden sich heute wohl nur wenige äußern. Aber die Auffassung hat sich erhalten: Die Wortstellung *weil ich habe leider keine Zeit* ist nicht deshalb schlechter, weil sie schlechter zu verstehen wäre, umständlicher, regelloser oder was immer man an vernünftigen Gründen anführen könnte - und solche Gründe lassen sich bei vielen Veränderungen namhaft machen -, sondern weil es bisher halt anders war. Wohlgemerkt: Das, was ich hier den Mythos vom Sprachverfall nenne, besteht nicht darin, daß bestimmte Regeln oder Ausdrucksweisen für schlecht gehalten werden, sondern darin, daß man sie allein schon deshalb für schlecht hält, weil sie Abweichungen von den hergebrachten Regeln und Ausdrucksweisen darstellen.

### III

Wie kann man aber überhaupt einzelne sprachliche Erscheinungen oder vielleicht auch ganze Sprachen bewerten? Das ist eine schwierige Frage. Im Vergleich zu Adelung oder auch noch Grimm hält sich der moderne Sprachwissenschaftler mit Wertungen zurück. Das entspricht dem Trend in den Wissenschaften. Schließlich hat der große Brehm vor hundert Jahren vom Pavian noch deutlich gesagt, daß er von Aussehen ebenso häßlich sei wie von Charakter böseartig, während sich der moderne Biologe solche Urteile versagt und den bleichen Grottenolm ebenso hochhält wie den schwarzen Panther oder die unscheinbare Taufleie. Er macht aber immerhin bestimmte Aussagen darüber, weshalb bestimmte biologische Eigenschaften ein Lebewesen zu bestimmten Zwecken tauglicher machen als andere - darum geht es in der Selektionstheorie. Ebenso sollte ein Sprachwissenschaftler im Prinzip in der Lage sein, Aussagen darüber zu machen, ob und weshalb

sich bestimmte strukturelle Eigenschaften einer Sprache zu bestimmten Zwecken - etwa zum Ausdruck eines bestimmten Gedankens in einer bestimmten Situation - besser eignen als andere. Nur wenige Sprachwissenschaftler würden dies tun - und die es tun, werden von ihren Kollegen ähnlich eingeschätzt wie Adelung. Nicht ganz zu Unrecht - denn die Sache ist kaum erforscht und eher ein Gegenstand von Vorurteilen und wilder Spekulation. Man kann aber immerhin einige grundsätzliche und, wie ich glaube, leicht nachvollziehbare Überlegungen dazu anstellen. Dazu sind zwei Fragen zu klären, nämlich erstens, was soll überhaupt beurteilt werden, und zweitens, was sind die Bewertungsmaßstäbe? Bewertet wird die Sprache. Aber dieser Ausdruck ist mehrdeutig. Man unterscheidet gewöhnlich mindestens drei Verwendungen, nämlich

1. Sprache im Sinne von *Sprachvermögen*, das jedem Menschen von Natur aus gegeben ist. Dies meint man mit dem Wort *Sprache* beispielsweise in Sätzen wie *Die Sprache zeichnet den Menschen unter allen Lebewesen aus*;
2. Sprache im Sinne von *Einzelnsprache* wie Englisch, Deutsch, Latein : in diesem Sinne würde man etwa sagen *Das Deutsche ist nicht so weit verbreitet wie das Chinesische*;
3. Sprache im Sinne von konkretem Sprechen in einer gegebenen Situation, also von *Sprachgebrauch*; in diesem Sinne würde man etwa sagen *Er führt eine lose Sprache*.

Bewertet wird *Sprache* in allen drei Bedeutungen. Die recht grundsätzlichen Klagen mancher Philosophen über die Verhexung unseres Denkens durch die Sprache beziehen sich nicht so sehr auf die Eigentümlichkeiten einer Einzelnsprache, sagen wir des Englischen oder Deutschen, sondern auf die Natur der menschlichen Sprache überhaupt. Demgegenüber hatte Adelung in seinem harschen Urteil Einzelnsprachen im Visier: Chinesisch, Huronisch, Grönländisch, Griechisch, Französisch, und er wog ihre strukturellen Eigenschaften gegeneinander ab. Die heutige Sprachkritik bezieht sich vorwiegend auf bestimmte Einzelheiten im *Sprachgebrauch*, daneben aber auch auf bestimmte strukturelle und lexikalische Eigenschaften von Einzelnsprachen. Beides scheint mir im Prinzip sinnvoll: Man kann sowohl die Verwendung eines einzelnen sprachlichen Mittels in einer gegebenen Redesituation zum Gegenstand der Bewertung machen wie die Tauglichkeit oder Schönheit dieses und anderer Mittel überhaupt. Beides ist aber auseinanderzuhalten. Es ist klar, daß auch von den besten Mitteln schlechter Gebrauch gemacht werden kann. Wahrscheinlich hätte Horowitz auf dem Barpiano immer noch besser gespielt als ein Dilettant auf dem Bösendorfer. Gegenstand der Bewertung sind mithin sprachliche Ausdrucksmittel im Hinblick auf ihren *möglichen* oder auf ihren *realen* Gebrauch. Diese Ausdrucksmittel können zum einen lexikalisch sein, also also einzelne Wörter oder feste Wendungen. Sie können zum andern strukturell sein: damit meine ich Eigenschaften des Satzbaus wie die Wortstellung, Eigenschaften der Morphologie wie die Flexionsendun-

gen und schließlich Eigenschaften der Phonologie bzw. Graphematik - also Aussprache und Rechtschreibung.

Soviel zum Gegenstand der Bewertung. Was sind nun die Bewertungsmaßstäbe? Mir scheint, es gibt zumindest vier Kriterien, über die im Grundsatz, nicht in der Entscheidung im einzelnen Fall, Einigkeit besteht. Es sind dies:

1. Angemessenheit, oder Verantwortung gegenüber der Sache. Das, was ausgedrückt werden soll, muß in der Tat so ausgedrückt werden - oder ausgedrückt werden können -, daß wirklich gesagt wird, was gesagt werden soll.

Eine Sprache, deren Wortschatz bestimmte begriffliche Unterscheidungen nicht zuläßt, ist in diesem Punkte unzulänglich, und wenn die Preisgabe einer bestimmten morphologischen Unterscheidung, sagen wir der zwischen Konjunktiv und Indikativ, dazu führen sollte, daß der entsprechende begriffliche Unterschied nicht mehr gemacht werden kann, dann ist dies ein wirklicher Verlust. Kein Verlust ist es hingegen, wenn der Unterschied auf andere Weise, beispielsweise durch eine zusammengesetzte Konstruktion, klargemacht werden kann.

2. Verständlichkeit, oder Verantwortung gegenüber dem Leser oder Hörer. Eine Sache, so kompliziert sie sein mag, muß so ausgedrückt werden - oder ausgedrückt werden können -, daß sie der jeweils angesprochene Leser oder Hörer verstehen kann, und zwar möglichst gut und leicht.

Auch dies scheint mir eine recht triviale Forderung, allerdings keine, die sich bei deutschen Wissenschaftlern besonderer Popularität erfreut. Manche Sprachphilosophen vertreten die Auffassung, man könne in jeder Sprache im Prinzip jeden beliebigen Sachverhalt ausdrücken. Mir hat das nie so recht eingeleuchtet. Aber auch wenn es sich so verhalten sollte, wenn also der Verantwortung gegenüber der Sache jederzeit Rechnung getragen werden könnte, dann ist immer noch die Frage, ob diese Sache in der Tat halbwegs verständlich wiedergegeben ist. Mir scheint, daß Sprachen wie Englisch, Russisch oder Chinesisch einen hinlänglich reichen und differenzierten Wortschatz haben, um den Inhalt der *Kritik der reinen Vernunft* wiederzugeben; im Falle des Huronischen scheint mir dies nicht so sicher, ungeachtet seiner sonstigen Vorzüge. Wenn daher eine sprachliche Veränderung dazu führt, daß zuvor leicht Ausdrückbares nunmehr allerlei Verrenkungen erfordert, dann ist dies sicher ein Verfall der Ausdrucksmöglichkeiten. Merkwürdigerweise kommen solche Veränderungen so gut wie nie vor.

3. Schönheit, oder Verantwortung gegenüber den Musen: Was gesagt wird, soll nicht nur die Sache die man ausdrücken will, genau wiedergeben und für den jeweils Angesprochenen verständlich sein. Es soll auch schön, elegant, witzig ausgedrückt sein, es soll gefallen.

Dieses Kriterium ist sicher anfechtbarer als die beiden bisher genannten, zumal die Meinungen darüber, was ihm genügt, sehr schwanken. Aber solange diese Subjektivität ausdrücklich zugestanden wird, scheint es mir eine billigenswerte, ja wichtige Forderung. Wenn jemand sagt: *Die Reihenfolge 'weil ich habe leider keine Zeit' ist schlecht, weil ich sie häßlich finde*, so läßt sich schwerlich etwas dagegen sagen; ich selber teile sie sogar,

aber man kann auch wiederum wenig dagegen sagen, wenn jemand ein anderes Urteil hat. Bewertungen dieser Art können sich auf den einzelnen Fall beziehen, einen gelungenen Satz, eine gelungene Wendung, aber auch auf die Sprache selbst. So klingt mir das Italienische schöner als das Chinesische, das ich dafür von der Struktur her besonders elegant finde, und das lasse ich mir nicht ausreden. Aber ich habe nichts dagegen, daß jemand anderer Meinung ist.

4. Zwangfreiheit: Man soll nur das ausdrücken müssen, was auszudrücken in einem gegebenen Zusammenhang nötig ist.

Dieses Kriterium ist zunächst weniger einleuchtend, vor allem, wenn man es so abstrakt ausspricht. Ich will das an einigen deutschen Beispielen erläutern, die Ihnen allen vertraut sind, obwohl Sie sie vielleicht noch nicht unter diesem Gesichtspunkt betrachtet haben. Im Deutschen enthält jeder Satz mit dem flektierten Verb eine Zeitbestimmung. Wir müssen sagen *ich gehe/ich werde gehen/ich ging* und müssen damit angeben, ob die Handlung, hier also das Gehen, in der Gegenwart, der Zukunft oder der Vergangenheit liegt. Dies ist ein struktureller Zwang des Deutschen, wie übrigens der meisten indogermanischen Sprachen. Andere Sprachen, wie etwa das Chinesische, haben diesen Zwang nicht: ein Satz enthält einen solchen Zeitbezug oder nicht, je nachdem, ob es dem Sprecher tunlich scheint. Nun ist es in vielen Fällen sicher auch wichtig zu wissen, ob etwas in der Gegenwart, der Zukunft oder der Vergangenheit liegt. In andern Fällen ist es aber nicht so, oder es ist aus dem Zusammenhang ohnehin klar. Wenn jemand eine Geschichte mit dem Satz einleitet: *Gestern ist mir doch auf der Hauptstraße etwas Merkwürdiges passiert*, dann steht damit fest, wann und wo sich das Geschehen zugetragen hat, und jede Wiederholung ist überflüssig. Das Deutsche läßt uns da aber keine Chance: wir müssen immer wieder, immer wieder am Verb markieren, daß die Geschichte in der Vergangenheit spielt. Wie absurd dies im Grunde ist, wird deutlich, wenn man sich eine Sprache vorstellt, bei der immer wieder, Satz für Satz, der Ort des Geschehens angegeben werden müßte - nicht weil es nötig wäre für das, was man sagen will, sondern weil uns die Struktur der Sprache dazu zwingt.

Nicht anders ist es mit der Genusunterscheidung, diesem Alptraum aller Deutschlernenden. Wir müssen für jedes Nomen markieren, zu welchem Genus es gehört - *der Löffel, das Messer, die Gabel* -, und haben dementsprechend eigene Flexionsweisen. Man würde aber, gemessen an den drei vorhin genannten Kriterien, nichts verlieren, wenn diese Unterscheidung aufgegeben würde, wie das Englische dies ja getan hat. Ein Verfall der Genusunterscheidung wäre daher kein Schaden, er wäre ein Gewinn. Ein drittes Beispiel sind die unterschiedlichen Kasusreaktionen bei Präpositionen. Es heißt *mit dem*, aber *ohne den*. Bei den Präpositionen *wegen, dank, trotz* ist der Kasus umstritten und hin und wieder Gegenstand großer Aufregung bei den Sprachkritikern. Daß wir diese Unterscheidung haben und bei allem, was wir sagen, beachten müssen, trägt weder zur besseren Wiedergabe des Gedankens noch zur größeren Verständlichkeit bei: es ist einfach ein

ererbter, von manchen mit Fleiß gehüteter struktureller Zwang des Deutschen. Damit will ich keineswegs sagen, Kasusmarkierungen seien grundsätzlich überflüssig. In vielen Fällen sind sie sehr wichtig; aber nicht in den genannten: das Deutsche wäre gut beraten, wenn es sie in diesen Fällen aufgäbe. Sie sind so nützlich wie ein Heizer, der laut Tarifvertrag auf der Elektrolokomotive mitfahren muß.

Diese vier Kriterien - Angemessenheit, Verständlichkeit, Schönheit, Zwangfreiheit - scheinen mir einleuchtende, wenn nicht selbstverständliche Bewertungsmaßstäbe. Einer Sprachkritik, die für den gegebenen Fall, für ein gegebenes sprachliches Mittel belegt, daß gegen eines davon ernsthaft verstoßen wird, wüßte ich wenig entgegenzusetzen. In Wirklichkeit spielen jedoch Bewertungen auf dieser Grundlage eine untergeordnete Rolle, obwohl sie sicher vorkommen, und zwar öfter noch, als dies zugegeben wird. Weit gängiger sind Bewertungen, die anderen Maßstäben folgen, meist ohne daß dies ausdrücklich gesagt wird, und oft sicher auch, ohne daß es den Urteilenden bewußt wäre. Die wichtigsten dieser Maßstäbe sind

5. Beharrung: Dies ist die schon erwähnte Vorstellung, daß es eben so sein soll, wie es früher war, wie es immer war, wie es ursprünglich war.

Ebendiese Einstellung liegt dem Mythos vom Sprachverfall zugrunde. Ich komme gleich ausführlicher darauf zurück.

6. Ansehen der Sprecher: Bestimmte sprachliche Mittel werden deshalb als gut oder als schlecht angesehen, weil sie von bestimmten Sprechern gebraucht werden.

Diese Einstellung äußert sich in verschiedenen Formen. Daß Goethe sich so ausgedrückt hat, ist allemal ein schlagendes Argument. Umgekehrt bezieht sich die negative Bewertung, die in Bezeichnungen wie *Gossensprache* zum Ausdruck kommt, zunächst einmal auf die Sprecher und von da auf die Sprache, die diese angeblich benutzen.

7. Gesinnung: Der Gebrauch bestimmter sprachlicher Mittel wird als Ausdruck einer bestimmten, gewöhnlich einer schlechten Gesinnung angesehen.

Dafür gibt es viele Beispiele. Die Ende der fünfziger Jahre mit dem Buch *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen* von Sternberger, Storz und Süßkind einsetzende Diskussion ist eines der bekanntesten. Ein anderes, aktuelleres ist die derzeit beliebte Diskussion um den sexistischen Sprachgebrauch. Mit dieser Vorstellung verbunden ist oft der Gedanke, man könne die Gesinnung ändern, wenn man die Sprache ändert. Mir selbst erscheint diese Vorstellung kurios. Die Sprache zeigt uns hin und wieder etwas an, was uns mißfällt, so wie uns die Uhr anzeigt, daß es schon viel zu spät ist. Aber es hilft wenig, den Zeiger umzubiegen.

#### IV

Verlassen wir nun die Probleme der Wertung für einen Augenblick und wenden uns einer anderen Frage zu: Was ist es eigentlich, was da möglicherweise verfällt, wenn man vom Verfall der deutschen Sprache redet? Mit dem Begriff *die deutsche Sprache* verbindet sich irgendwie der Gedanke von etwas Einheitlichem, Festgefügem, klar Umrissenem.

Man denkt, es gebe irgendwo *die* deutsche Sprache, die von den einzelnen Sprechern mehr oder minder gut beherrscht wird und umgekehrt auch eine gewisse Herrschaft über diese Sprecher und ihr Denken ausübt. Diese Vorstellung, wiewohl selten ausdrücklich gemacht, ist weit verbreitet. Aber sie ist überaus irreführend. Die deutsche Sprache - und nicht anders ist es mit den andern Einzelsprachen - ist nichts, was irgendwo allgegenwärtig in den Wolken haust und über den Sprechern waltet wie ein gottgegebenes Gesetz. Was es tatsächlich gibt, ist das sprachliche Verhalten der Sprechenden und schreibenden Menschen, die andern ihre Gedanken, Wünsche und Gefühle übermitteln wollen.

Zu diesem sprachlichen Verhalten gibt es, so könnte man sagen, ein naives und ein sentimentalisiertes Verhältnis. Allen menschlichen Gemeinschaften ist es eigen, daß ihre Mitglieder miteinander sprechen. Sie tun dies nach gewissen Regeln, von denen man nicht allzusehr abweichen darf, wenn man einander verstehen will. Diese sprachlichen Regeln brauchen den Sprechern nicht bewußt zu sein, sind es gewöhnlich auch nicht. Ein Kind lernt nicht sprechen, indem man ihm Regeln beibringt, sondern indem es sich allmählich so verhält wie seine Mitmenschen. Sprachliche Regeln in diesem Sinne sind unbewußte Gemeinsamkeiten im Verhalten.

Jede Gemeinschaft hat insofern eine Sprache, als ihre Mitglieder eine bestimmte Art haben, miteinander zu reden. Dies ist aber nicht unser Begriff von Sprache. Dieser Begriff entsteht erst dadurch, daß das naive sprachliche Verhalten in einer Reihe von Schritten *vergegenständlicht* und *verrechtlicht* wird. Dies ist ein langwieriger und verwickelter Vorgang, zu dem zumindest die folgenden Stücke gehören:

1. Die einzelne sprachliche Erscheinung - der Gebrauch eines bestimmten Wortes, eine bestimmte Ausspracheweise - muß zum *Gegenstand* der Betrachtung werden: man gebraucht das Wort nicht mehr bloß, sondern reflektiert über seinen Gebrauch. Man kann dieses Erwachen des *metasprachlichen Bewußtseins* oft sehr schön bei Kindern beobachten, wenn sie ein Wort, einen Ausdruck nicht einfach gebrauchen oder übernehmen, sondern sich darüber wundern, daß man gerade so und nicht anders sagt.
2. In einem zweiten Schritt müssen die einzelnen auffällig gewordenen Erscheinungen als Teile eines in sich geschlossenen Ganzen empfunden werden. Dies ist der entscheidende Übergang dazu, daß es eine Sprache gibt - *unsere* Sprache -, die im Gegensatz zu allen anderen Sprachen steht. Damit ist nicht mehr bloß die eine oder andere Einzelercheinung, sondern *die Sprache* zum möglichen Gegenstand der Reflektion geworden, freilich noch einem sehr unbestimmten.
3. In einem dritten Schritt muß nunmehr entschieden werden, welche sprachlichen Eigenschaften diesem Ganzen zugehören: die Sprache wird festgelegt. An dieser Stelle verfestigt sich die diffuse Vorstellung, daß es ein Ganzes hinter den einzelnen Erscheinungen gibt, zum Bild von einem klar umrissenen Gegenstand mit bestimmten, klar festgelegten Eigenschaften: der deutschen, englischen, französischen, grönländischen Sprache. Was wir haben, was wir beobachten können, ist immer nur ein bestimmtes sprachliches Verhalten bestimmter Sprecher in bestimmten Situationen. Was

oder wer entscheidet nun darüber, ob die so beobachtete sprachliche Erscheinung zum unterstellten Ganzen, zur jeweiligen Einzelsprache gehört oder nicht? Man könnte natürlich sagen: Alles, was die Sprecher einer bestimmten Gemeinschaft an sprachlichem Verhalten zeigen, das zählt zu ihrer Sprache. Das würde aber zu einem sehr merkwürdigen Sprachbegriff führen. Das wird sofort deutlich, wenn man sich überlegt, was in diesem Sinne *die Sprache* aller Bewohner von Heidelberg ist. Erstens sind unter den Bewohnern von Heidelberg auch viele, die beispielsweise Englisch oder Türkisch reden, zweitens finden sich sehr viele unterschiedliche Dialekte und Soziolekte des Deutschen, die alles andere als einheitlich sind, drittens gibt es eine Reihe von Mischformen wie beispielsweise das Deutsch der Gastarbeiter. Man könnte natürlich einen großen Teil der Angehörigen dieser Gemeinschaft ausschließen; aber was ist das Kriterium für einen solchen Ausschluß, außer dem, daß sie kein *Deutsch* reden. Gerade aber, was das Deutsche ist, soll erst bestimmt werden.

Dennoch ist eine solche Eingrenzung auf bestimmte Sprecher eines der Mittel, mit denen *die deutsche Sprache* - und jede andere ebenso - auf den Weg gebracht wurde. Ein anderes besteht darin, bestimmte sprachliche Verhaltensweisen, die erst seit einiger Zeit beobachtet werden, als nicht zur Sprache gehörig auszuschließen. Man sagt: das ist kein *Deutsch*, aber was erlaubt uns, dies zu sagen? Die deutsche Sprache ist kein vorgefundener Gegenstand, der bestimmte Eigenschaften von sich aus aufwies, sondern er kommt dadurch zustande, daß ihm diese Eigenschaften auf mehr oder minder sinnvolle Weise aufgrund des Verhaltens bestimmter Sprecher zugewiesen werden. Die dies tun, sind die Grammatiker und Wörterbuchmacher. Sie bilden in ihren Arbeiten nicht *die Sprache* ab, sie erschaffen sie.

Das so Geschaffene nimmt seinen Ausgang natürlich, jedenfalls im normalen Falle, von tatsächlichem sprachlichem Verhalten. Aber es löst sich davon ab und bildet ein System von Regeln, die nun umgekehrt auf das sprachliche Verhalten der Einzelnen zurückwirkt. Die bringt uns auf den letzten Schritt der Sprachbildung:

4. Die der Sprache zugewiesenen Eigenschaft gewinnen Rechtskraft.

Diese *Verrechtlichung* ist ein schleichender Vorgang, mit selbsternannten Gesetzgebern und selbsternannten Richtern. Das Eigentümliche an diesem Vorgang ist nicht die kuriose Zufälligkeit, mit der die *Gesetze* der Sprache bisweilen festgelegt wurden - die Geschichte der deutschen Hochlautung ist ein besonders abenteuerliches Beispiel -, noch gar, daß überhaupt Normen für das sprachliche Verhalten festgelegt werden: dies ist, wenn es nicht übertrieben wird, so vernünftig wie jede andere Normierung auch. Eigentümlich ist vielmehr, daß wir nie oder nur selten das Bewußtsein haben, es mit gesetzten Normen zu tun zu haben, die mehr oder minder glücklich festgelegt wurden und die wir befolgen können aber nicht müssen: vielmehr haben wir das Bewußtsein, es mit objektiven Eigenschaften der Sprache zu tun zu haben. Daß es heißt *weil ich keine Zeit habe*, nicht aber *weil ich habe keine Zeit*, ist keineswegs eine Eigenschaft eines objektiv ir-

gendwo existierenden Wesens, *die deutsche Sprache*, das in der Dudengrammatik mehr oder minder gut, klar oder vollständig abgebildet wird. Es gibt kein solches Wesen, und es heißt so, weil die Verfasser der Grammatik dies so festgelegt haben. Und daß man *Mensch* mit *e* und nicht mit *ä* schreibt, liegt nicht daran, daß die deutsche Sprache dies verlangt, sondern es liegt daran, daß die Wörterbuchmacher sich auf diese Schreibweise festgelegt haben. Und wenn man es anders festlegen würde, wäre nicht gegen die Gesetze der deutschen Sprache verstoßen, sondern die deutsche Sprache wäre anders festgelegt. Mir scheint, es ist nicht viel Scharfsinn vonnöten, um dies zu sehen. Um so bemerkenswerter ist, mit welcher normativen Kraft diese Festlegungen als bindend und als wichtig empfunden werden. Um es an einem Beispiel deutlich zu machen: Wenn jemand schreibt *Zwei mal zwei ist fünf*, dann macht er sich bestimmt nicht so lächerlich, als wenn er schreibt *Zwei mal zwei ist fier*. Was könnte gleichgültiger sein als die Frage, ob man *vier* hier mit *f* oder *v* schreibt; aber es ist allemal reputierlicher, einen Unsinn in richtiger Sprache zu schreiben als etwas Wahres in falscher Rechtschreibung.

## V

Ich bin deshalb etwas ausführlich auf diesen Begriff *die Sprache* eingegangen, weil ich glaube, daß man sich all dies vor Augen führen muß, wenn man ein rechtes Verhältnis zum möglichen Verfall dieser Sprache gewinnen will. Man kann die Vorstellung vom beständig drohenden, nur durch sorgsame Überwachung und Pflege aufhaltsamen Sprachverfall in einen unstrittigen und in einen anfechtbaren Bestandteil auflösen - nämlich in die Auffassung, daß sich die Sprache beständig verändere, und in die Auffassung, daß diese Veränderung in der Regel zum Schlechteren sei. Aber eigentlich ist schon die Redeweise, daß sich die Sprache ändere, nach dem Gesagten etwas merkwürdig. Die Sprache ändert sich nicht, sie wird allenfalls verändert. Nun ist dies vielleicht wirklich nicht mehr als eine Redeweise. Indessen entspricht sie doch vielleicht bei manchen nicht nur der Vorstellung einer souveränen Sprache mit ihren eigenen Gesetzen, sondern der vagen Idee, diese Sprache sei eine Art lebendiges Wesen, das nach Gesetzen der organischen Natur wächst, blüht und schließlich verfällt. Mit dieser Idee will ich mich nicht mehr weiter auseinandersetzen. Nehmen wir es als eine einfache Redeweise, daß die Sprache sich ändere. Diese Redeweise kann zweierlei bedeuten:

1. Manche Leute reden oder schreiben anders als zuvor, d.h. nicht die Sprache, sondern das sprachliche Verhalten einzelner Sprecher wird anders.
2. Die Ansichten, welche Eigenschaften *der* Sprache zuzurechnen sind, werden andere.

Ich will diese beiden Arten der Änderung als *Gebrauchsänderung* und als *Sprachänderung* bezeichnen. Beide hängen oft, aber nicht notwendig miteinander zusammen. Dabei geht entweder eine Gebrauchsänderung voraus und führt, mit Reibungen und Widerständen, zu einer Sprachänderung; nur bei dieser Reihenfolge pflegt man von Verfall zu reden, jedenfalls solange sich die Änderung nicht durchgesetzt hat. Oder aber es wird eine

Sprachänderung vorgenommen, von der man annimmt oder erhofft, daß sie nach einer Weile, vielleicht mit geeigneten Sanktionen, auf den Gebrauch der Sprecher durchschlägt. Dies ist der Fall bei Sprachplanung oder expliziter Normierung. Diese Reihenfolge wird gewöhnlich als Fortschritt angesehen, weil sie zu größerer Einheitlichkeit führt, wie beispielsweise die Einführung einer einheitlichen - vielleicht unsinnigen, aber einheitlichen - Rechtschreibung oder Aussprache.

Bleiben wir einen Augenblick bei diesem letzteren Fall. Daß eine einheitliche Rechtschreibung wünschenswert, wenn nicht notwendig ist, scheint uns allen selbstverständlich, auch wenn die Art, wie dies im einzelnen geregelt ist, Anlaß zu Einwänden geben mag; so ist die deutsche Rechtschreibung in vielerlei Hinsicht unzweckmäßig, wenn auch nicht so unzweckmäßig wie die englische. Die Festigkeit dieser Überzeugung steht in bemerkenswertem Gegensatz zur Unwichtigkeit der Rechtschreibung. Vorhin habe ich einige Kriterien der Bewertung sprachlicher Ausdrucksmittel diskutiert, die mir einleuchtende Maßstäbe zu sein scheinen: Angemessenheit gegenüber der Sache, Verständlichkeit für Hörer und Leser, Schönheit und Zwangfreiheit. Es ist klar, daß man bei *Schönheit* unterschiedlicher Meinung sein kann, aber im übrigen wäre es nach keinem der übrigen Kriterien ein Schaden, wenn man es jedem freustellen würde, *Mensch* mit *e* oder mit *ä* zu schreiben.

Dies könnte so verstanden werden, als hielte ich die Rechtschreibung für unsinnig. Das meine ich aber gar nicht. Irrational ist nur die Vorstellung, es sei wichtig, sie streng zu befolgen. Sich streng an die Regeln der Rechtschreibung zu halten, ist für die Verständigung so wichtig, wie es für eine Armee wichtig ist, daß die Anzahl der Knöpfe an den Uniformjacken gleich ist. Sicher: Wenn man von anderen verstanden werden will, muß man sich an bestimmte Regeln halten. Aber wenn das Verständnis nicht bedroht ist, dann kann man im Grunde machen, wozu man lustig ist. Dies ist aber nicht unsere Vorstellung. Wir müssen das Wort *schreiben* mit *ei* statt mit *ai* schreiben, nicht weil ersteres verständlicher wäre - bei dem neuerdings vieldiskutierten Wort *Kaiser* ist es gerade umgekehrt -, sondern weil *die Regeln der deutschen Sprache dies vorschreiben*. Wer aber macht diese Regeln? Wer legt fest, was die Regeln der deutschen Sprache sind?

Es scheint mir bemerkenswert, daß die *Rechtswirkung* gerade der Rechtschreiberegeln von uns allen, nicht nur von geborenen Oberlehrern, als so bindend empfunden wird, viel stärker beispielsweise als die Regeln für den Wortgebrauch - obwohl ein Wort falsch zu schreiben für Angemessenheit und Verständlichkeit viel weniger bedrohlich ist als der Gebrauch eines Wortes in einer nicht ganz richtigen Bedeutung. Dies liegt zum einen wohl darin, daß bei der Orthographie die Festschreibung weiter fortgeschritten ist: sie ist sozusagen behördlich. Zum andern liegt es daran, daß sich der falsche Gebrauch eines Wortes von selbst straft, während bei der Rechtschreibung die bindende Kraft nur zum geringsten aus sachlichen Gründen rührt. Die Norm ist nicht aus sich selbst heraus einsichtig; sie gewinnt ihre Kraft nur daraus, daß die Wichtigkeit ihrer Einhaltung zu einer

Selbstverständlichkeit wird und Verstöße stark sanktioniert werden. Eben davon sind wir alle tief durchdrungen, und daran werden alle vernünftigen Überlegungen nichts ändern. Wo kämen wir denn da hin, wenn jeder orthographische Fehler machen dürfte! Die Wahrheit ist, daß sich nichts ändern würde, außer vielleicht daß die Kinder, und nicht nur sie, es im Leben etwas leichter hätten.

Kommen wir nun zum Schluß zur anderen Veränderungsrichtung, jener, die vom *Gebrauch* einzelner Sprecher ausgeht und die in vielen Fällen als Sprachverfall empfunden wird. Das Szenario dieses Vorgangs ist oft nicht ohne groteske Züge. Der Gebrauch ändert sich im Hinblick auf irgendeine sprachliche Eigenschaft: zum Beispiel sagen immer mehr Leute *wegen dem Regen* statt, wie früher, *wegen des Regens*, oder immer mehr Leute sagen *trotz des Regens* statt, wie früher, *trotz dem Regen*. Dies wird getan, es wird bemerkt und sanktioniert - von den Lehrern, die es anstreichen, von den Sprachkritikern, die es bemäkeln. Manchmal reichen diese Maßnahmen, um den neuen Gebrauch zurückzudrängen; manchmal reichen sie auch nicht, und die Leute bleiben dabei. Manche tun es einfach, andere werden verunsichert, es kommt schließlich zu Fragen wie *Ist dies schon Deutsch? Darf ich so sagen? Darf der Lehrer das überhaupt anstreichen?* Wer ist nun der Richter, der über diese Fragen befinden könnte? Es gibt keinen. Es gibt insbesondere auch keinen Entscheidungsgrund, kein inneres Gesetz der Sprache, das man befragen könnte. In dieser schwierigen Lage sind verschiedene Handlungsweisen möglich. Die erste und ehrlichste wäre es, zu sagen: *Das weiß niemand. Das kann auch niemand wissen, weil es gar nicht feststeht. Die Sprache, das ist, wie die Leute reden. Also macht, was ihr wollt!* Diese Antwort vertrüge sich aber nicht mit dem Bild von *der Sprache*, das wir allgemein haben. Deshalb würde sie von den wenigsten als befriedigend angesehen werden.

Die zweite Möglichkeit besteht darin, einen Richter zu benennen, gleichsam einen Papst, der die Sache souverän entscheidet, also ohne weitere Begründung befugt ist festzustellen: *Es heißt weiterhin 'wegen des' in der deutschen Sprache.* Aber woher nimmt ein solcher Papst seine Autorität? Wir wären geneigt, diese Autorität vielleicht einem vorzüglichen Kenner der Sprache zuzubilligen. Aber Kenner der Sprache heißt nur, daß dieser weiß, wie es früher war, wie es anderswo ist, wie Goethe geschrieben hat, und dergleichen, nicht aber: wie die Sprache ist. Auch die Entscheidung eines Kenners ist eine Setzung, die man akzeptieren kann oder nicht.

Die dritte Möglichkeit ist die, eine Entscheidung über die vorhin erörterten Kriterien *Angemessenheit, Verständlichkeit, Schönheit, Zwangfreiheit* zu suchen. Vielleicht fänden solche Überlegungen auch Gehör. Bloß brächten diese Kriterien in vielen Fällen keine Entscheidung. Ob man *wegen dem Regen* oder *wegen des Regens* sagt, ist unter dem Gesichtspunkt der Angemessenheit, Verständlichkeit und Zwangfreiheit völlig gleichgültig, und was einem besser gefällt, ist Ansichtssache, kann also auch nicht zur Entscheidung herangezogen werden.

Es bleibt nun eine vierte Möglichkeit, und dies ist, die Einstellung einzunehmen: *Es muß so bleiben, wie es immer war, denn so ist es gut und richtig*. Daraus ergeben sich die Antworten. Zur Not muß man eben sehen, wie es früher war, vielleicht ganz früher, vielleicht im Althochdeutschen, vielleicht im etymologischen Wörterbuch. Dies setzt natürlich voraus, daß man feststellen kann, wie es früher war, d.h. es setzt eine Schriftkultur voraus. In schriftlosen Sprachgemeinschaften taucht das Problem gar nicht auf, weil sie allmähliche Veränderungen im Gebrauch überhaupt nicht dingfest machen können. Es ist diese Einstellung *So wie es bisher war, wie es früher war, ist es richtig*, die dazu führt, jeden anderen Sprachgebrauch zunächst einmal als Verfall anzusehen: deshalb darf er nicht in die Schule übernommen werden, deshalb muß, gemäß der bindenden Kraft der Sprache, ein solcher Gebrauch bekämpft oder lächerlich gemacht werden.

Diese Haltung ist nicht immer so entschieden, wie ich sie hier beschrieben habe. Sie läßt auch begründete Ausnahmen zu, etwa nach der Regel: *Es muß so bleiben, wie es war, es sei denn, es läßt sich nachweisen, daß ein bestimmter Gebrauch nach diesem oder jenem Maßstab in der Tat besser ist*. Aber da mag man sich fragen, ob denn nicht allein der Umstand, daß die Leute nun anders sprechen, bezeugt, daß dies für sie eine bessere und angemessenere Art ist, das zu sagen, was sie sagen wollen. Man kann nun fragen, woher die Einstellung, Abweichungen vom Bisherigen seien Zeugnisse eines Verfalls, rührt. Das ist nichts anderes als zu fragen, woher der Mythos vom goldenen Zeitalter kommt, dieser Mythos, an den wir zwar nicht glauben, weil wir wissen, daß es früher nicht besser war, der aber in uns allen wirkt und uns das Vergangene besinnt, manchmal jedenfalls.

Der Mythos vom drohenden Sprachverfall ist sehr stark, ebenso wie die Vorstellung, man müsse bestimmte normative Regeln unbedingt einhalten. Es ist schwer, sich den irrationalen Charakter dieser Vorstellungen vor Augen zu führen, und es ist fast unmöglich, sich davon frei zu machen. Mir selbst gibt es, bei aller Einsicht in diese Sachverhalte, immer einen Stich, wenn jemand sagt *weil ich hatte gestern keine Zeit*, und ich fühle mich sehr peinlich berührt, wenn mir jemand einen Rechtschreibfehler nachweist.

Lassen Sie mich mit der Bemerkung eines Mannes schließen, der eine bessere Autorität ist als ich. Ich meine den heiligen Augustinus. Er schreibt im achtzehnten Kapitel des ersten Buchs seiner *Bekenntnisse*:

Sieh, o Herr, wie peinlich die Menschen auf die althergebrachten Gesetze der Sprache und die Regeln der Buchstaben bedacht sind, während sie das, was für ihr ewiges Heil wichtig ist, vergessen. Wenn also einer ... das Wort *Mensch* falsch ausspricht, so erregt er bei den Menschen mehr Anstoß, als wenn er gegen Dein Gebot seinen Mitmenschen, der doch sein Bruder ist, haßt.

Das ist in der Tat merkwürdig, selbst wenn man nicht so weit geht, das ewige Heil zum Vergleich heranzuziehen. Ich denke, es ist schon wichtig, sich angemessen, verständlich und auch schön und elegant auszudrücken zu können. Aber wie immer sich die Sprache verändert - sie wird uns dabei nicht im Stich lassen.